



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Psychologische Studien zur Sprachgeschichte

Bruchmann, Kurt

Leipzig, 1888

a. die einzelnen Züge

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](#)

treten der Reflexion, das Vorherrschen des Gedächtnisses erinnert wird. Denn die Ausschmückung von Waffenstücken mit Kriegs- und Jagddarstellungen war dem Griechen wahrscheinlich ganz geläufig.

Mögen nun aber schliesslich manche Verse jung sein, manche an andere Stellen gehören, so bleibt doch die Tatsache bestehen, dass überhaupt Dichter uns Anschauungen geschildert haben, die wir nicht mit vollziehen können. Um eine gewisse Wirkung zu erreichen, schien ihnen das notwendig und es mag sein, dass auch wir oft genug diesen „buntfarbigen Fabelteppich“ wie Platen sagt, vor uns aufgerollt sehen, ohne seiner Zeichnung im einzelnen mit kritischer Aufmerksamkeit näher zu treten. Wie denn auch dunkel genug jene mystagogische Anweisung klingt (*Faust II, 1, finstere Gallerie*): wo hin der Weg? Kein Weg! Ins Unbetretene, nicht zu Betretende; ein Weg ins Unerbetene, nicht zu Erbittende. Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne, den Schritt nicht hören, den du thust, nichts Festes finden, wenn du ruhst.

Sind wir nun den Seitenpfad, der uns zur Betrachtung der poetischen Schilderung und der Anschaulichkeit führte, zu Ende gegangen, indem wir die Überzeugung mitnehmen, dass Gefühlsregung der Hauptzweck der Darstellung ist, so gelangen wir wieder auf den Hauptweg, wenn wir uns der Frage zuwenden, in welchem Verhältnis die Gefühlsdarstellung zum Princip des kleinsten Kraftmasses steht. Wie macht es der Erzähler, wenn er mit dem geringsten Aufwande von Redekraft unser Gefühl möglichst lebhaft erregen will? Welche Folge hat die Wahl seiner Mittel für die Geschichte der Sprache und wie ist seine Wahl zu erklären? Ja, wenn er in Übertreibung verfällt — wie lässt sich dies mit dem Princip des kleinsten Kraftmasses vereinigen? Ist Übertreibung ein wirklicher Verstoss gegen dieses Gesetz, oder zeigt sie sich, obwohl Übertreibung, dennoch als kleinstes Kraftmass der Darstellung; woher endlich kommt jenes herkömmliche Übertreiben, wenn

wir es antreffen sollten. Ist es „Redefigur“? Oder ist es uns so natürlich, dass wir es beim Dichter und Erzähler kaum noch besonders bemerken, sondern verständlich und verständig finden? Denn Niemand hört, als was er weiss, Niemand vernimmt, als was er empfinden, imaginieren und denken kann (Goethe V 583).

Die einzelnen Züge der Darstellung, welche hier in Betracht kommen, sind, so viel ich sehe, die Vergleichung und die Übertreibung; letztere scheidet sich in Pleonasmus (s. oben p. 180) und Hyperbel. Wie eng sie zusammengehören zeigt sich darin, dass eben viele Vergleichungen Übertreibungen sind.

Gerber (Sprache als Kunst II² p. 107) teilt die Gleichnisse in ästhetische und rhetorische. Erstere begnügen sich, ein Gesagtes mit den Zügen eines analogen Bildes noch einmal farbiger vor Augen zu stellen. Die andern wirken durch Steigerung des Ausdrucks, welche solches Verweilen bei einem einzelnen Punkt der Rede hervorbringt, auf Stimmung und Affekt. Es kann (p. 110) endlich die Wirkung rein darauf gehen, das Verständnis aufzuhellen und das Bild ist dann weniger von der Phantasie gewählt, als hervorgegangen aus einem Wissen, einer Beobachtung. Gerber meint also, Gleichnisse wollen hauptsächlich Stimmung machen. Mir scheint jedoch ihr Ursprung vielmehr in dem Bedürfnis der Aufklärung und Verdeutlichung zu suchen; Stimmung machen ist das spätere. Eine bekannte Anschauung wird zur Verdeutlichung herangezogen ohne ästhetischen Zweck, nur aus Nützlichkeitsrücksichten: dies ist im Sinne der gewöhnlichen prosaischen Rede. So sagt z. B. Gaudy vortrefflich, mein Herz war voll wie ein Ei. Glaubt man, dass eine Apperception nicht glücken könnte, so wird als kürzester Weg, zum Verständnis zu führen, ein Bild benutzt. Uns kümmert hier die Einteilung der Gleichnisse nicht, doch ist mit Bezug auf das Folgende zu sagen, dass sie sich z. B. dadurch unterscheiden, dass sie entweder die Erfahrung als Hilfe benutzen oder, was merk-

würdiger ist, sich nicht auf die Erfahrung berufen können mit dem, was sie zur Verdeutlichung anführen.

Mir träumte von zwei himmelschönen Stunden (Wallenst. T. IV, 12) ist nicht aus der Erfahrung. Denn wir wissen nicht, wie himmelschön ist. Vielmehr soll, wenn dies möglich ist, unsre Phantasie angeregt werden, sich die Schönheit entsprechend dem himmlischen Attribut auszumalen. Die Jungfrau steht vor den Augen des Jünglings wie ein Gebild aus Himmelshöhn — dann verlässt uns unsere Erfahrung. Die Nacht ist köstlich, wie eines selgen Gottes Traum (oben 93): dann wissen wir es also nicht. Die Schornsteine strecken wie Geister verwundert die langen weissen Hälse aus der verwilderten Einsamkeit (oben p. 97): wir wissen nicht, wie Geister aussehen. Julia, das schöne Kind, war schön wie die lieben Engel sind — wie also? Virgo sole clarior — wie hell also? Goethe (Wilh. Meisters Lehrjahre VIII, 3): Mignon im langen weissen Frauengewande teils mit lockigen, teils aufgebundenen reichen braunen Haaren sass, hatte Felix auf dem Schosse und drückte ihn an ihr Herz; sie sah völlig aus, wie ein abgeschiedener Geist und der Knabe wie das Leben selbst, es schien als wenn Himmel und Erde sich umarmten. Schiller (Tell, Anfang): da hört er ein Klingen, wie Flöten so süß, wie Stimmen der Engel im Paradies. Lassen wir ungefragt, ob denn Flöten so süß klingen¹⁾), so ist wiederum „wie Stimmen der Engel im Paradies“ keine Anschauung.

Jene Vergleichungen sind freilich aus der literarischen Erfahrung entlehnt, aber nicht aus der wirklichen. Sie lehren, dass auf die angegebene Weise die Dichter am kürzesten zum Ziele zu gelangen glaubten. Um den hohen Grad der Schönheit oder Schauerlichkeit am besten zu erreichen, nehmen sie diese Vergleichungen vor. Also gemäss dem Prinzip des kleinsten Kraftmasses greifen sie zu Typen der Überlieferung,

1) Bürger, Gedichte p. 42 Hemp. und ihre Stimme tönt so süß, wie König Friedrichs Flöte.

welche einen starken Gefühlswert besitzen. Sie machen uns etwas deutlich, obgleich sie sich nicht an die Erfahrung wenden. Sie geben uns, zum Zweck der Verdeutlichung, eigentlich ein Rätsel auf. Kann unsere Phantasie es lösen, so haben wir den Dichter verstanden. Mit der Vorführung der im Paradies singenden Engel ist zugleich eine Grenze gesetzt, über die hinaus unser Geist vorzudringen unfähig ist. Es schien, als wenn Himmel und Erde sich umarmten — genauer, als wenn ein himmlisches und irdisches Wesen sich umarmten; aber mit Himmel und Erde ist nun auch Alles gesagt, sodass wir uns nicht weiter umsehen können.

Hierher scheinen mir auch viele Beispiele von Farben-Attributen zu gehören (oben p. 103 f.). Golden ist ein Typus des Wertvollen. Was schön, herrlich, wertvoll ist, wird also am kürzesten, mit dem kleinsten Aufwande von Kraft, durch golden bezeichnet: die Nike, die Muse, die Nereiden sind golden. Nicht in unserer Anschauung, sondern in der Schätzung unseres Gefühls. Sollten sie also plastisch dargestellt werden, so würden sie nicht aus Gold gemacht werden können.

Obgleich ähnlich, so liegt die Sache doch etwas anders bei caerulus. Denn hier haben wir eine tatsächliche, anschauliche Verknüpfung. Wenn das Meer bläulich ist, so kann manches, was unter seiner Oberfläche ist, bläulich schimmern, obgleich eine rote Koralle rot aussieht. Was hier an das Prinzip des kleinsten Kraftmasses erinnert, ist dies, dass Gegenstände, welche zum Meere gehören, am einfachsten dadurch characterisiert werden, dass sie dasselbe Attribut erhalten, wie das Meer. Caerulus ist so mächtig in der Seele, dass es seine Herrschaft ausdehnt, als ob sogar (wie oben beim blassen Neid) wieder eine Art von Fehlschluss vorläge: das Meer ist bläulich; die Götter gehören zum Meer, also sind die Götter bläulich. Hier erhebt sich die Frage, wie die uns erhaltenen Reste antiker Malerei mit der Dichtersprache übereinstimmen. Sind

die Götter, Pferde und Wagen bläulich gemalt, die Haare der preislichen Nereiden bläulich oder grün? Bis ich widerlegt werde, behaupte ich, dass die Malerei nicht mit der Poesie stimmt, dass die Götter u. s. w. nicht so gemalt wurden, wie sie gesprochen wurden, dass auch der verschlagene Meergreis Proteus wie jeder andere Greis gemalt wurde, soweit es sich nur um seinen Körper handelte. Konsequent ist übrigens Wieland, wie die Alten, denn er gibt der Aurora (A. u. Cephalus, Hempel XI, 56) rosenfarbne Stuten und (XI, 72) Rosenhaar. Arethusas caeruleae guttae (oben p. 113) jedoch zeigen wieder jenes Zurücktreten der Reflexion zu Gunsten des Gedächtnisses; sie wird ein Quell, der Quell ist herkömmlich caerulus, also muss der ihr ausbrechende Schweiss caerulus sein.

Wir wenden uns zu den Übertreibungen, zu Pleonasmus und Hyperbel (Gerber, Sprache als Kunst I² p. 437 f. 451. II² p. 258. 263 f. Gotfr. Hermann Viger. p. 869 f. Opusc. IV p. 284 sq. Otto Willmann, de figuris grammaticis, dissert. Berlin 1862, p. 21, 26). Mit Bezug auf den Pleonasmus bemerkt Gerber eine Verschiedenheit antiker und moderner Ausdrucksweise. „Wir suchen Zeit zu sparen und am besten redet uns, wer den Sinn mit Aufwendung der wenigsten Sprachmittel am schärfsten bezeichnet; die Alten legten Gewicht auf das phonetische Element an sich und eine gewisse musikalische Fülle liess ihr Ohr gern verweilen, wo unser Verstand ungeduldig wird.“ Dies ist wol richtig. Nur müssen wir dann fragen: haben wir keine Pleonasmen? Ist für die Rede der Alten das Princip des kleinsten Kraftmasses nicht bestimmend?

Ist es nur Princip der Arbeit, also auch des Denkens, oder auch Princip der Natur bei organischen und unorganischen Vorgängen?

Wir wissen wol, dass bei mechanischen Vorgängen in der Natur keine Kraftverschwendung festzustellen ist. Sondern

Ursache und Wirkung stehen in dem logisch sauberen Verhältnis, dass der Zweck durch das passende, also auch nicht verschwenderische, Mittel erreicht wird. Anders erscheint uns dagegen z. B. der Vorgang der Fortpflanzung. Wir wissen, dass dabei, nach unseren Begriffen, eine ungeheure Verschwendug getrieben wird. Millionen von Samenkörnern gehen ihrer Fähigkeit, neues Leben zu entwickeln, verlustig. Der verschwenderisch reiche Saatwurf der Natur wiederholt sich Jahr aus Jahr ein und ein grosser Teil der Erzeugnisse des Wachstums löst sich wieder auf, ohne dass wir im Stande sind, einen messbaren Nutzen ihres Werdens und Vergehens festzustellen. Fortpflanzung von Menschen und Tieren geschieht nicht nach einem von uns zu billigenden System der Sparsamkeit; sondern während ein mikroskopisches Teilchen hinreichen würde, um zum Wunder eines neuen Lebens sich zu entfalten, gehen unzählbare andere Teilchen nutzlos verloren. Uns bleibt nur übrig zu gestehen, dass wahrscheinlich die Sache nicht anders geht und dass sie deswegen so ist, weil sie so sein muss. Wenn also Fortpflanzung angesehen wird als Folge von Nahrungs-Überschuss oder einer ihn nachäffenden pathologischen Verfassung des Leibes, wenn die Ausscheidung des wirklichen oder vermeintlichen Nahrungs-Überschusses eine Notwendigkeit ist, ja der Brennpunkt des Willens zum Leben (wie Schopenhauer sagte), so können wir, was uns dabei übertrieben erscheint, dennoch als notwendig uns vorstellen. Ausserdem werden wir wahrscheinlich finden, dass Fortpflanzung, wie nun einmal unsre planetarischen Verhältnisse sind, sehr viel schwieriger vor sich gehen würde, wenn die Natur dabei mit mikroskopischer Genauigkeit verfahren wollte. Neigt man sich dieser Meinung zu, so muss man auch schliessen, dass die Natur trotz des anscheinenden Gegenteils nach dem Princip des kleinsten Kraftmasses verfährt.

Die Umwege geschichtlicher Entwicklung finden wir so dunkel und traurig, wir werden stetig vor den Rätseln der

Menschenwelt ratlos — rechtfertigen können wir die Einrichtung der Welt nicht; trotzdem denken wir, es muss so sein, anders würde es nicht gehen. Also muss auch die menschliche Arbeit vermutlich nach dem Princip des kleinsten Kraftmasses verlaufen und als Teil der Arbeit die Sprache. Hiermit ist jedoch zugleich das Geständnis abgelegt, dass es wohl nicht möglich ist, das Princip überall bündig zu erweisen¹⁾, wenn es auch oft genug mit unverkennbarer Deutlichkeit sich betätigt. Vielmehr werden wir an das Analogon der Fortpflanzung uns oft erinnert finden; ein Nahrungsüberschuss oder eine Nachhäffnung desselben ist da, er wird ausgeschieden, im Übermass, während ein Weniges ausreichend gewesen wäre, den gewünschten Erfolg zu erreichen. Für den Erfolg ausreichend, nicht ausreichend für den, welcher ihn anstrebt. Der Mensch nämlich, welcher sich als Redner oder sonst eröffnet, will nicht nur die Wirkung, sondern auch die Wirkung auf seine Weise, sodass die Art, sie hervorzubringen, ihn befriedigt. Seine Arbeit und Leistung selbst soll sein Gefühl befriedigen, der Erfolg soll hinzukommen. Darum dürfen wir nicht erstaunt sein, dass z. B. so viel Worte zu viel gemacht werden. Die trostlose Länge vieler parlamentarischer Reden etwa muss im Hörer oder Leser von Rechtswegen keinen Abscheu erregen, sondern die stoische Erkenntnis, dass die Redner den Erfolg auf ihre Weise suchen, dass uns das zwar nicht immer nach einem vernünftigen Grundsatz der Sparsamkeit zu geschehen pflegt, dass es aber anderwärts nach dieser Analogie auch hergeht, dass es so sein muss. Für den objektiven Erfolg ist die rednerische Eröffnung des Busens zu reichlich, für den subjektiven Erfolg, müssen wir schliessen, ist sie nach dem Princip des kleinsten Kraftmasses geschehen. Wobei denn die Redner nicht ungünstig beurteilt werden, da man ihnen zutraut, dass sie noch viel, viel längere Reden hätten

1) Vgl. unten.

halten können, wenn sie nicht das den Redequell ausführende Rohr nach einem gewissen Erguss weise geschlossen hätten.

Die Frage, ob es Pleonasmen gibt, muss bejaht werden. Nicht nur in jenen paar Beispielen aus griechischen Dichtern (oben S. 180), auch in unserem Deutsch treten sie uns entgegen. Das Princip des kleinsten Kraftmasses war für die Alten auch gültig, so nämlich, dass zur Erreichung eines Erfolgs durch eine sprachliche Mitteilung weniger Worte auch genügt haben würden, dass aber das Gefühl des Redenden sich nicht auf andere Weise hätte genug tun können. Zudem hat die Form der Rede immer einigen, wenn auch schwer zu bestimmenden, Einfluss auf das Gemüt des Hörers, sodass es nicht gleichgültig ist, ob man mit oder ohne Pleonasmus redet. Wir scheinen (wie Gerber bemerkt) dem Pleonasmus aber entschieden abgeneigter.

Sehen wir uns nun bei einem ebenso gelehrten wie feinsinnigen Kenner als W. Wackernagel (Poetik, Rhetorik und Stilistik ed. Sieber, 1873) nach einer Auswahl von pleonastischen Wendungen um, so ist die Ausbeute leider dürftig. Er zählt nämlich unter den Unangemessenheiten des Stils des Verstandes (opp. Stil der Einbildung) an siebenter Stelle p. 344 einige Beispiele auf davon, dass man einen Begriff, der schon in einem andern enthalten ist, noch für sich besonders bezeichnet: alter Greis, armer Bettler, tapferer Held, noch einmal wiederholen, ich beschränke mich nur darauf, nicht länger mehr, weiter fortfahren, etwas gewöhnlich zu tun pflegen, vollfüllen, loslösen. Aus Platen „Der Väter sonstgen Ruhm“. Eine solche Häufung störe die Deutlichkeit, indem sie ermüde, und äffe den Verstand, der mit jedem neuen Worte auch einen neuen Begriff erwarte und dafür mit dem neuen Worte auf den alten Fleck zurückgeschoben werde. Als Tautologien nennt er: nur wenigen gelingt es, sich die allgemeine Achtung und Liebe aller Menschen zu erwerben; einzlig und allein, sitemal und alldieweil, einander gegenseitig, nur allein, be-

reits schon, wieder zurück, aus Platen¹⁾: wenn lallenden Tons sie zu stammeln begann die gestotterte Phrase der Unkunst. Als neunter Fehler erscheint die Anhäufung von Synonymen z. B. der wahre, echte und aufrichtige Verehrer der Religion.

Für den Stil der Einbildung (p. 369 f.) ist die Anschaulichkeit nach W. zwar das charakteristische und wesentliche, aber keineswegs das einzige und ausschliessliche Erfordernis; der Poesie komme es vor allem (371) auf sinnliche Fasslichkeit an. Wenn man mit vielen unsrer Dichter Ausdrücke wie Degen und Recke wieder auffrischt, so sei damit nicht viel gewonnen, da die Gegenwart mit diesen Worten entweder gar keine Anschauung verbindet oder eine falsche.

Als eins der ältesten Beispiele von Hyperbel führt W (p. 401) einen Eber aus der Sanktgallischen Rhetorik an, der Füsse hat einem Fuder an Grösse gleich, Borsten so hoch wie Forsten und Zähne zwölf Ellen lang. Eine gewöhnliche Hyperbel ist es auch, wenn wir statt ich den plur. maiest. wir gebrauchen und wenn wir eine einzelne Person mit Ihr, Sie anreden. Über Wiederholung des Gleichen s. p. 418 f., über den Refrain p. 422, Anaphora und Epiphora p. 425, Epanalepsis p. 426, Echo p. 429, Alliteration p. 438 f.

Zu viel Worte machen ist aber noch wesentlich verschieden von wirklicher Übertreibung; diese kann, da es ihr nicht auf die Menge der Worte ankommt, mit einem einzigen ihren Zweck erreichen. Der Pleonasmus wirkt durch die Menge, die eigentliche Übertreibung durch den Grad.

Die Alten geben als Kennzeichen der Hyperbel den Verstoss gegen die Wahrheit an; ὑπὲρ ἐστὶ φράσις ὑπεραίρουσα τὴν ἀλήθειαν αὐξήσεως ἢ μειώσεως χάρων; Superatio est oratio superans veritatem alicuius augendi minuendive causa; monere satis est mentiri hyperbolēn, nec ita ut mendacio fallere velit; est autem hyperbole in usu vulgo quoque et inter ineruditos

1) W. liebt Platen offenbar nicht, p. 21.

et apud rusticos, videlicet quia natura est omnibus augendi res vel minuendi cupiditas insita nec quisquam vero contentus est. Ist nun die Hyperbel eine oratio supra quam credi volumus excedens, so dürfte die Frage gestattet sein, warum wir so reden, wenn wir doch nicht haben wollen, dass uns geglaubt wird. Wenn wir nun auch die Hyperbeln in formelhaft-überlieferte und persönlich-selbständige einteilen, so verschieben wir die Notwendigkeit, die ersten zu erklären, nur auf eine frühere Zeit.

Wir nehmen unsren Ausgang von der Umgangssprache. Gerber (l. c. II p. 263) führt an: es dauert keinen Augenblick, eine Ewigkeit; er hört das Gras wachsen (darüber oben p. 154); vor Freude aus der Haut fahren. Noch einfachere Beispiele, ein Mittelding zwischen Pleonasmus und Hyperbel, sind: ganz allein, nimmermehr¹⁾, der allererste, immer und ewig, der allerletzte, die erhabenen Gesinnungen der allerobersten Behörden (Goethe, Annalen, Werke in XV Bänden, XI, 294). Meine Füsse sind eiskalt. Statt Erinnerung sagt man Rückerinnerung, Bürger Ged. S. 257; statt bessern, aufbessern, statt mindern herabmindern, wobei die Analogie von herabsetzen wirksam ist; statt leugnen, ableugnen, wie im Lateinischen abnegare Lucan. Phars. 3, 263. Im Griechischen haben wir einen Superlativ wie *πρώτιστος*²⁾, nicht nur bei Homer, sondern auch Demosth. *πρ. Μακάρ.* § 75 καὶ πρώτιστον (zu allererst) μὲν τὸν νόμον τούτοι τάγνωθι (p. 1076); *τρίτατος* nicht nur bei Homer (Od. 10, 102), sondern auch bei Eurip. Hippol. 135 *τριταταν δέ νιν κλύω τάνδε πτλ;* δεύτατος Hom. Il. 19, 51 αἰτάρ ὁ δεύτατος ἡλθεν ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων. Von *ἔσχατος* wird noch weiter gesteigert zu *ἔσχατώτατα* Xen. Hellen. II, 3

1) Vgl. M. Holzman, Dissertat. Halle 1866, de comparationis quae dicuntur in graeca et latina lingua particulis p. 30 f.

2) Vgl. Holzman l. c. (Dissertat.) p. 34, der noch andere Beispiele hat. *πανίστατος* der allerletzte Odyssee 9, 452; *μεγίστατος* bei Bezzemberger, Beiträge u. s. w. V, 95.

§ 49 ὁμολογῶ τὰ πάντων ἐσχατώτατα παθὼν ἀν δικαιῶς ἀποθνήσκειν; ἐσχατώτερον wird bei Aristot. Metaph. IX, 4 als Begriff abgewehrt οὐτε γὰρ τοῦ ἐσχάτου ἐσχατώτερον εἴη ἀν τι οὔτε τοῦ ἐνός κ. τ. λ. Unsrem ganz allein entspricht griech. μονώτατος Arist. Plut. 182 μονώτατος γὰρ εἰ σὶ πάντων αἵτιος oder Equ. 352 ὥστε νννὶ ὑπὸ σοῦ μονωτάτον κατεγλωττισμένην σιωπᾶν; Lycurg. Leocr. § 88 τοιγαροῦν μονώτατοι ἐπώνυμοι τῆς χώρας εἰσίν . . . Dem latein. ipsissimus entspricht griech. αὐτότατος Arist. Plut. 83. Es fehlt nicht an χρυσότερος¹⁾ (goldener), ἀμεινότερος, κακιότερος, χειρότερος, μειζότερος. Statt wiederum αὖ oder αὐθις heisst es auch αὐθις αἱ Arist. Thesm. 552, oder πάλιν αὐθις. Bei Homer Il. 7, 39 haben wir οἰόθεν οἴος (wozu Becker, Homer. Blätter p. 187); sehr schrecklich heisst αἰνόθεν αἰνῶς, Il. 7, 97. Dass die Bedeutung des Comparativ-Suffixes tara schnell verblasste, sehen wir aus vielen Wörtern, wie ἡμέτερος, ὑμέτερος, ἀγρότερος, ὀρέστερος, θηλύτερος, magis-ter, minis-ter. Ganz allein heisst auch μίαν οἴην (Hom. Od. 7, 65) παῖδα λιπόντα Ἀρήτην.

Im Englischen haben wir nicht nur in der Volkssprache den Comparativ worser (statt worse schlechter), sondern auch z. B. Dickens, Pickw. I cap. 8. Dazu stellt sich Altd. Bl. (Schultz, das höf. Leben I p. 454) I 365 daz ubel ist ze sagene, wirser ze horen, michels wirser ze wizzen und schweizerisches wirser Ztschr. f. Vps. XVI, 206. Wunderhorn p. 348: sollt es mich gleich kosten meine allerurälteste Kuh; die allerschneeweiseste Hand ib. p. 483; Rig-Veda No 401, 2 der urälteste Soma. (s. Anm. v. Ludwig).

Als unlogischer Aufwand der Sprache erscheint die Verwendung des Superlativs für den Comparativ und des Comparativs für den Positiv (vgl. Poppo zu Thucyd. 1, 1. Wesseling zu Herod. VII, 16 p. 577. Becker, Homer. Blätter p. 312. G. Hermann opusc. III p. 168 f. G. Hermann zu Vigerus N. 67. 68.

1) πολὺ πακτίδος ἀδυμελεστέρα, χρυσοῦ χρυσοτέρα.

Für das Latein vgl. Tacit. Agric. c. 34 und Anmerkung von Draeger). Wenige Beispiele genügen.

Hom. Od. V, 105 φησί τοι ἀνδρα παρεῖναι διξυρώτατον ἄλλων τῶν ἀνδρῶν οἵ ἀστυ πέρι Πριάμοιο μάχοντο. XI, 482 σετο δ' Ἀχιλλεῦ οὐτὶς ἀνὴρ προπάροιθε μακάρτατος οὐτ' ἀρ' ὀπίσσω, wo Herm. übersetzt so ganz glücklich. II. I 505 τίμησόν μοι νίδν δε ωκυμορώτατος ἄλλων ἔπλετ'. Soph. Antig. 100 ἀκτὶς ἀελίου τὸ κάλλιστον ἐπταπύλῳ φανὲν Θήβᾳ τῶν προτέρων φάος. Herod. II 61 εὐδαιμονέστατος τῶν προτέρων βασιλέων.

Herod. III, 65 ταχύτερα ἢ σοφότερα mehr schnell als weise (vgl. VII 194); bei Eurip. Suppl. 197 ἔλεξε γάρ τις ὡς τὰ χείρονα πλείω βροτοῖσιν ἐστι τῶν ἀμεινόνων, ἐγὼ δὲ τούτοις ἀντίαν γνώμην ἔχω, πλείω τὰ χρηστὰ τῶν κακῶν εἴναι βροτοῖς. Hecub. 377 θανὼν δ' ἀν εἴη μᾶλλον εὐτυχέστερος ἢ ζῶν. S. Paul l. c. p. 132 f. 135 über Contamination.

Ich meine, dass hier das Gefühl sich geltend macht zu Ungunsten der grammatischen Genauigkeit. Dahin scheinen mir zu rechnen die Fälle, wo ἀν überflüssig (nach der Grammatik) wiederholt wird Herm. opusc. IV p. 188 f. zu Viger. p. 814, ein paar Dutzend Beispiele auszuschreiben ist überflüssig. Ebenso empfinden wir περὶ oft als überflüssig Aesch. Cho. 86. 551. 780. 850 (Dind.), Soph. Ai. 936. Oed. R. 94. Oed. Col. 423. Antig. 283. Trach. 91. Phil. 621 (Dind.), Eurip. Iph. Taur. 813. Med. 66. Orest. 491. Phoen. 421 (Kirchh.)

Inwiefern die Brachylogien das Princip des kleinsten Kraftmasses bestätigen, schien mir unerheblich zu untersuchen.

Hyperbeln falscher Induction haben wir oft bei der Hand, wenn wir unwillig sind. Einem Kinde sagt man übertreibend: du kannst nie gehorchen, du machst es immer falsch, alle meine Ermahnungen sind vergeblich u. s. w.¹⁾ Hieran schliessen

1) über alles oder als in Flüchen s. Gr. W. B. I, 1 p. 220—230, Tobler l. c. p. 181 f.

sich Zahlenhyperbeln. Ich habe dies ein schockmal, hundertmal, tausendmal gesagt und dennoch vergeblich. Hier ist tausendmal eine Übertreibung. Kann es auch einmal zu wenig sein? Knapp l. c. II p. 403 No. 2500, 5:

tausend Blumen gehn hervor, dran der Himmel sich ergötzt,
obs die Welt gleich wenig schätzt; anderswo steht Wintergrün,
Wermuth, Raute, Rosmarin, dessen herbe Bitterkeit
wärmet, stärket und erfreut.

Die weltberühmte Dulcinea von Toboso war angeblich eine gute Handbreit grösser als Sancho. Diese Grösse (urteilt der kompetente Verehrer) schmückt sie mit tausend Millionen Annehmlichkeiten der Seele (Don Quixote übers. v. Tieck, dritte Aufl. I 315).

Über formelhafte oder symbolische Verwendung von 3, 7, 9, 77, 99 s. Wuttke l. c. p. 304, § 480. 529. 241. G. Th. Fechner (Kleine Schriften 1875 p. 134) . . . und noch unzählige andere unfehlbare Mittel, welche zusammen genommen die Cholera 999 mal vertreiben würden. G. Keller Ges. Ged. p. 305: wol an ihr neunmal Weisen, ich fordre euch heraus; ein trunkner Bettler spiegelt sich (ib. p. 100) in den hundert Augen der ihn umschwärzenden Kinder. Wunderhorn p. 560: $90 \times 9 > 99$, es waren einmal die Schneider, die hatten guten Mut, da tranken ihrer neunzig neunmal neunundneunzig aus einem Fingerhut u. s. w. Von siebenzig Schneidern wird uns ib. p. 559 eine Geschichte erzählt. Im A. Test. machen 2 Chron. 9, 13 die 666 Centner Gold einen formelhaften Eindruck, vgl. 2 Chron. 15, 11 u. 17, 11.¹⁾

Die Römer haben ihr sescenti, aber auch mille Verg. Aen. IV, 700 ergo Iris croceis per coelum roscida pennis mille trahens varios adverso sole colores devolat ct. Ovid. Amor. II, 8, 1 Ponendis in mille modos perfecta capillis, comere sed solas digna, Cypassi, deas . . . Dante Inf. V, 68 piu di mille ombre.

Die Griechen warten uns mit $\mu\nu\varrho\iota\omega\iota$ oder $\mu\nu\varrho\iota\omega\iota$ auf, wie

1) S. Pott, Et. F. Zw. A. II, 2, 24. 4, 348. III 235. 487.

Aristoph. Lys. 354 τί βδύλλεθ' ἡμᾶς; οὐ τί πω πολλαὶ δοκοῦ-
μεν εἴναι; καὶ μὴν μέρος γ' ἡμῶν ὁρᾶτ' οὐπω τὸ μνηστόν.
Auch die Neun hat im Griechischen ihren symbolischen Wert
Odyss. 7, 253; 9, 82; 10, 28; 1,2 447; Il. 1, 53; für das Indische
s. A. Weber, Akadem. Vorles. über Ind. Literaturgesch. 1852
p. 223. Vgl. Kuhn, Herabkunft² p. 45.

Im Rig-Veda finden wir auch eine ziemlich ausgebreitete Vorliebe für hundert und tausend. Ist dem Liebhaber das Mädchen tausendmal so lieblich, wie die Sonne dem verzagten Seemann (Herder, Volksl. p. 353), so regnet im Indischen (R. V. No. 26, 10) die Schlacht tausend Geschosse. 27, 2: der Esel Rāsabha, dessen Ruhm wir diese Zeile wol gönnen werden, hat dies tausendfache erbeutet. Der Wagen der Aćvinen ist tausendgestaltig (60, 11); unsere Phantasie wird lüstern gemacht durch die tausendgestaltige ghṛta-triefende Speise (60, 15); Mitra und Varuna halten tausendsäulige Herrschaft (99, 6) Indra und Vāyu sind tausendaugig (244, 3); die beiden Könige sitzen auf tausendsäuligem Sitz (246,5); Agni ist Stier von tausend Hoden (401, 32); er schaut mit tausend Augen (428, 5); der eherne Keil Indras hat tausend Schneiden (460, 12); auch Indra gehört zu der seltnen species der Tausendhodigen (569, 3); als du Indra tausend Stiere assest, wuchs deine Kraft gewaltig an (590, 8); symbolisch dünken uns sodann die 99000 Wagenlasten, die dem Agni (1015, 10) gebracht werden. Endlich 613, 5: wenn dir, o Indra, hundert Himmel und hundert Erden da wären, nein, o Keilbewehrter, nicht tausend Sonnen, nicht die ganze Welt dir käme gleich [schon wie du warst] als du geboren.

Der Wagen der Aćvinen bietet hundertfachen Schutz (52, 3); Indras Geschoss (615, 7) hat hundert Haken, tausend Federn.

Zu den hyperbolischen Vergleichungen, die wir zuerst im Soldatenlied aufsuchen, bilde den Übergang eine Soldatengeschichte aus den Fliegenden Blättern, 1887 No. 2168. Der

Hauptmann A sagt: der Einjährige B steht eine halbe Meile zu weit nach hinten. Darauf macht B einen ganzen Schritt vorwärts und wird vom Hauptmann belehrt, dass der doch nicht einen ganzen Schritt meint, wenn er den Einjährigen in der Form der halben Meile erinnert.

Ein weiteres Beispiel ist dies, dass der Unteroffizier den Gemeinen, welchem ein Knopf an der Uniform fehlt, mit dem Vorwurf anfährt, dass der Kerl halb nackt in die Instruktionsstunde gekommen sei.

Wir kommen wie der Wind (v. Ditf. I, 15), der Hut der steht uns auf Morblö. Die Rosse der Aćvinen sind windschnell; geht mit Windeseile R. V. 48, 3; 49, 3. 50, 7. 244, 3. 983, 9. Ein Held läuft wie der Wind 75, 3. Aber der Wind wird auch übertroffen; den Wind übertreffend fliegen die Jugendlichen 955, 7. Das Ross fliegt schneller wie der Wind, Dönniges altschott. und altengl. Balladen S. 65.

Schnell wie der Blitz die Luft durchfliegt flog Wedell nun (v. Ditf. I, 25). Der Kronprinz stürmt gleich dem Blitze (ib. III 50).

Als dritter Typus der Schnelligkeit erscheint der Gedanke, der Geist, der Augenblick. Der Wagen der Aćvinen (R. V. 39, 15) ist gedankenschnell; vgl. 30, 1. 35, 2. 48, 3; ihre Hengste sind gedankenschnell 197, 5; Parvata ist gedankenschnell 546, 6. Der Wagen ist rascher als der Geist 28, 2; 648, 2; 887, 28. Euer Wagen mit dem Flug des Falken, der rascher ist als des Menschen Geist (29, 1; 37, 1). Er geht im Augenblick um Himmel und Erde (40, 8); denn Wundertäter fliegt ihr allsogleich um das All mit den plötzlich kommenden Rossen, erregend die Gedanken, in Honigtau gehüllt Aćvinen (64, 6); er ist schneller als der Augenblick (66, 2).

Hyperbeln der Wirkung können wir mehrere Ausdrücke nennen, die scheinbar unsere Wahrnehmung beeinflussen sollen.

Stosst an, dass die Heide wackelt (v. Ditf. I, 12). Wuchtiger singt ein anderer Dichter (ib. II, 11):

Sturm überfahrt die weite Welt,
Von Grund auf Alles schüttelnd,
Die Schläfer selbst auf dem Totenfeld
Zum Racheckampfe rüttelnd (1813).

Die Beschwerden des soldatischen Dienstes für das Vaterland schildert uns ein Musketier (v. Ditz. I 72): muss Kugeln giessen in der Nacht, dass ein' der Buckel kracht. Ein anderer erzählt uns (ib. III 45): schon donnern die Kanonen, dass Erd und Himmel kracht; oder (II 63): schiesst her mit aller seiner Macht, dass Erd und Himmel kracht. Vielleicht steht zu hoffen, dass dies kein imitatorum servum pecus ist, welches die Früchte klassischer Bildung in der deutschen Literatur wiederkäut und den Alp der „Fremdtümer“ um einen Stein des Anstosses vermehrt, sonst müssten sie etwa an Homer II. 21, 387 gedacht haben

σὺν δέπεσον μεγάλῳ πατάγῳ, βράχε δένρεται χθών,
ἀμφὶ δὲ σάλπιγξεν μέγας οὐρανός (dazu Longin π. ἕψους ed.
Jahn p. 20¹).

Ein Dritter hört (v. Ditz. III 160):

Der grossen Nation ihr Gloire-Darm
Der schreit vor Hunger, dass Gott erbarm.²⁾

Keller, Ges. Ged. p. 265:

Da reiten sie auf Schlängelein
und hinterdein auf Drach und Schwein;
was das für muntre Bursche sind!
Wol graut im Mutterleib dem Kind:
sie kommen die Jesuiten.

1) v. Ditz. IV, 204

Mit Stucken- und Kartonenschall
Die Schlacht thät sich erheben;
Der Himmel gab ein Widerhall,
Die Erd die thät erbeben;
Es fliest das Blut so rosenrot . . .

2) Vgl. oben v. Liliencron III, XIX. I 338.

Wieland, Oberon IV, 30:

Das arme (Maul-) Tier, durchsichtiger als Glas,
schien kaum belebt genug, bis Bagdad auszureichen.
III, 15 und dreschen unverdrossen so hageldicht,
dass zwischen Schlag und Schlag
sich unzerknickt kein Lichtstrahl drängen mag.

Als des trefflichen Sancho Pansa Rechenschaft über die 100 Goldstücke verlangt wird, befindet sich (D. Quix. v. Tieck II 31) sein Magen in der allergrössten Ohnmacht; „und wenn ich nicht gleich etliche tüchtige Schlucke guten Wein zu mir nehme, so werde ich so dürr, dass man mich durch eine Nadel fädeln kann“.

Noch sehen wir den Zeiten einer bisher unerreichten Entwicklung menschlicher Fähigkeiten erwartungsvoll entgegen, um die Bosheit anzuschauen, die vor das Lasur leuchtet (oben p. 88 v. Lil. I 365) und weiden uns satt im (seelischen) Dunstkreis des Fleisches, dem alle Lilien weichen (Gryph. p. 15). Waren die Vedischen Sänger besser daran? Wenn man ihnen Glauben schenkt, ja. Denn sie sagen uns, dass der Wagen der Aṣvinen bis an den Himmel röhrt (59, 28). Mitra und Varuna reichen an den Himmel (95, 1); 243, 2 sind es die Aṣvinen, die an den Himmel reichen vgl. 244, 2. Indras Scheitel reicht an den Himmel (592, 5), wie es später der römische Dichter erhofft Horat. carm. I, 1, 36. Ihr Soma seid meine Väter, ihr habt euch erhoben wie Häupter des Himmels (R. V. 859, 8); in einen Panzer sich kleidend, der zum Himmel reicht, steht unter den Weisen der heilige (Soma), der den Luftraum erfüllt.

Viçvakarman ist von allen Seiten Auge (R. V. 155, 3 = X, 81, 3), von allen Seiten Antlitz v. a. S. Arm, v. a. S. Fuss. Rudras¹⁾ Halskette ist allgestaltig (708, 10 = II, 33, 10);

1) Rudra der Brüller, Sturm- und Gewitterwesen, heisst anderwärts pururūpa der vielgestaltige; da er auch blitzarmiger genannt wird, so wäre eine Möglichkeit vorhanden, seine Kette mit dem Blitzfunkeln zusammen zu bringen.

Narâçansa hat allgestaltige Rosse (780, 2); nach der Kuh schaute das Kalb, nach der allgestaltigen, in den drei Richtungen (951, 9); auch einen allgestaltigen Stier gibt es, (202, 3) von dreifacher Kraft, mit dreifachem Euter¹⁾, dreiantlitzig.

Allgemeiner soll unser Gefühl erregt werden, wenn Herz und Augen Blut weinen (oben p. 89), oder wenn der Schuppenpanzer vor Angst platzt (oben p. 102). Eine qualitative Hyperbel scheint mir im R. V. in der Vergoldung und Verstierung (wovon unten) vorzuliegen, indem das Attribut golden im dichterischen Taumel oder in mechanischer Association einer ganzen Reihe von Dingen beigelegt wird, sodass es von anschaulichem Werte zu nichtanschaulichem übergeht. Die Açvinen haben einen goldnen Wagen (42, 5.) (53, 1. 59, 35), Axe, Sitze, Deichsel und Räder sind goldig (59, 29), die Zügel sind golden (59, 28), ihre Pfade sind goldig (60, 1). Varuna hat einen goldnen Panzer (82, 13), Savitar einen goldnen Wagen (131, 2), er ist goldaugig (131, 8), goldhändig (131, 10. 138, 2. 200, 11. 217, 8. 220, 4), goldzungig (137, 3), goldarmig (137, 5. 139, 2). Goldfarbig und von goldenem Ansehen ist der Wasser Kind wie in goldiger Hülle (184, 10), nachdem es entstanden aus goldenem Mutterleibe; die Gold geben, geben ihm Speise (s. Anm. v. Ludwig). Agni hat einen goldnen Bart (346, 7), ist goldhaarig (304, 13) und hat goldstrahlende Kiefern (295, 5). Indra hat einen Donnerkeil von Gold (631, 3), einen gelben (goldigen?) Bart (631, 4), einen goldfarbenen Wohnort (645, 2). Den Agni besuchen goldgelbe, lauttönende Lieder, tönende mit vielem ghr̥ta (387, 5).²⁾

Auch die Stützung des Himmels wird im R.V. gern zur Verherrlichung von Göttern angeführt. Als Säule des Himmels anstossend, stützt er, Agni, das Gewölbe (80, 5). Den Himmel

1) Wen dies befremdet vgl. 172, 3 und 303, 9 mit Ludwigs Anmerkungen.

2) Vgl. 175, 4 u. Zimmer, Altindisches Leben, Berlin 1879 S. 227
Agnis Haar trieft von Butter u. s. w.